Ritter St. Georg.

Von Dr. Ludwig v. Hörmann.

In der christlichen Trias Georg, Michael und Martin nimmt der Erstgenannte seit den ältesten Zeiten eine hervorragende Stelle ein. Die morgenländische und abendländische Kirche verehrt ihn als „Erzmärtyrer" und baute dem „Ritter St. Georg" Kirchen und Kapellen; ja die Landschaft Georgien trägt sogar von ihm den Namen. Gleich seinem Kollegen Martin wird er als Ritter hoch zu Roß dargestellt, wie er mit einer Lanze einen Drachen durchbohrt.

Dieser weitverbreitete Kultus ist um so auffallender als die Ueberlieferung über sein Leben fast nur das Eine als halbwegs glaubwürdig zu berichten weiß, daß St. Georg ein edler Krieger aus ansehnlicher kappadocischer Familie gewesen sei, unter Diokletian gedient und bei der großen Christenverfolgung unter genanntem Kaiser im vierten Jahrhundert den Märtyrertod erlitten habe. Desto reicher hat sich die spätere Legende um diesen dunkeln Heiligen gerankt und die Gestalt mit der ganzen Romantik mittelalterlichen Ritterthums ausgestattet. Wer kennt nicht Böcklins meisterhafte Darstellung der Legende, wie sie vom phantasiereichen Jakobus a Voragine so rührend erzählt wird?

St. Georg kam einst in die lybische Stadt Silene. Neben dieser befand sich ein mächtiger Sumpf, in dem ein pestbringender Drache hauste. Um ihn zu besänftigen und die Stadt von seinem tödlichen Giftathem zu befreien, mußten ihm täglich zwei Schafe als Opfer ausgeliefert werden. Als die Schafe nicht mehr zureichten, mußte statt des einen ein Jüngling oder eine Jungfrau eintreten und zwar ohnelnterschied des Standes, wie es das Loos bestimmte. Da traf es einmal des Königs einzige Tochter, eine Jungfrau von berückender Schönheit. Umsonst bot der jammernde König all sein Gold und Silber sammt der Hälfte seines Reiches. Das Volk rief: „Wie! Wir sollten geopfert werden und Deine Tochter verschont bleiben? Gieb sie heraus, sonst verbrennen wir Dich sammt Deinem ganzen Hause." Da erbat er sich noch acht Tage Frist; als aber auch diese verstrichen war, hüllte er sein Kind in königliche Gewänder und segnete es; dann ging die Jungfrau weinend an das Ufer des Sumpfes, in dem der Drache hauste. Zur selben Zeit kam des Weges Ritter St. Georg und fragte sie, warum sie weine. Sie erzählte ihm Alles, bat ihn jedoch inständig, sofort zu fliehen, damit nicht auch er ein Opfer des nahenden Ungethüms würde. Der unerschrockene Ritter aber sprach: „Fürchte Dich nicht; mit Hülfe des Kreuzes werde ich Dich erretten." Er bestieg sein Pferd und ging mit eingelegter Lanze auf den Drachen los. Durchbohrt wälzte sich das giftige Scheusal in seinem Blute. Der Ritter hieß nun das Mädchen den Gürtel lösen und ihn um den Hals des Lindwurms legen und siehe! das verwundete Thier folgte nun wie ein zahmes Hündchen am Band. Als sich der Ritter mit der befreiten Jungfrau und dem Drachen der Stadt näherte, floh Alles. Aber Ritter Georg sprach: „Fürchtet Euch nicht, sondern laßt Euch taufen, dann werde ich den Drachen tödten." Und so geschah es. Zwanzigtausend ließen sich taufen; dann tödtete St. Georg den Drachen. Der König gab ihm unermeßliches Gold, was der Ritter unter die Armen vertheilte.

So die Legende.

Es ist nun gar kein Zweifel, daß der Georgkult, der in der orientalischen Kirche schon lange blühte, mit den Kreuzzüglern in's Abendland gebracht wurde und unter dem Einfluß des Ritterwesens sich zur hohen Bedeutung aufschwang, die er im ganzen Mittelalter bis in die neueste Zeit bewahrte.

In erster Linie kam selbstverständlich die Heldengestalt Georgs in seiner Eigenschaft als tapferer Krieger in Betracht. Das Morgenland nannte ihn den „Siegbringer" und fromme Sage that das Uebrige, um den Glauben an die siegverleihende Kraft des Heiligen zu stärken. So soll u. A. sein Bild den Kreuzfahrern in der Schlacht bei Antiochien vorangeleuchtet haben und ebenso dem König Richard dem Ersten auf seinem Zuge gegen die Sarazenen erschienen sein. Im Hinblick darauf wurde schon auf der Synode zu Oxford im Jahre 1222 sein Gedächtnißtag (24. April) als Nationalfeiertag für ganz England erklärt. Auch Genua wählte ihn zu seinem Schutzpatron. Im späteren Mittelalter waren es besonders die süddeutschen Ritterorden, die seinen Namen auf ihre Banner schrieben; so die zur Fortführung des Krieges gegen die Ungläubigen gegründete fränkische „Georgsgesellschaft" und der schwäbische „Georgschild", dessen Macht sich in dem blutigen Sieg über die Appenzeller Bauernrotten am Hilariustag des Jahres 1408 offenbarte. Zum Andenken an diesen Sieg wurde in Bregenz die St. Georgskirche erbaut, an deren Außenseite das steinerne Bild des drachentödtenden Patrons zu sehen ist. Auch an der Annensäule zu Innsbruck, die noch dem „bayerischen Rummel" (1704) von den Landständen als Dank für die Befreiung Tirols errichtet wurde, prangt der hl. Georg.

Wie leicht begreiflich, wurde die siegreiche Kraft des populären Heiligen auch auf seine Bilder und andere Abzeichen übertragen. Am meisten Verbreitung fanden die sogenannten Georgsthaler, die auf der einen Seite den Ritter zu Pferd mit dem Drachen kämpfend darstellten. Berühmt waren besonders die Mansfeldischen mit der Umschrift: „Bei Gott ist Raht und Thadt"; andere hatten am Rande die Devise: „St. Georgius equitum patronus." Sie wurden von Landsknechten und Kriegern, vornehmlich den Berittenen, auf der Brust getragen und galten, ja gelten noch als Schutzmittel gegen Hieb, Stich und Schuß. Bedeutungsvoller sind die St. Georgshemden, weil sie uns auf den heidnischen Ursprung mancher am Georgskult haftenden Züge leiten. Diese nach dem Namen unseres Heiligen benannten „Sieg"- oder „Nothhemden" waren aus Linnen und machten die Träger nicht nur stich-, hieb- und kugelfest, sondern verliehen auch den Sieg gegen jeglichen Feind. Das Georgshemd mußte von unschuldigen Mädchen unter gewissen Zeremonien und Zaubersprüchen gesponnen und mit eingewobenen magischen Zeichen versehen sein. Die armen Spinnerinnen verfielen dem Teufel. — Dieses Schutz und Sieg verleihende Hemd erinnert vollständig an die Brünne, die Wuotan, der gewaltige deutsche Götterkönig, den Helden verlieh, und an die der Sjeg geknüpft war.

Auch sonst hat die Georgslegende manche Züge von Wuotan entlehnt. Der „Schimmel", auf dem der Heilige reitend dargestellt wird, erinnert an das glänzende weiße Roß Sleipnir, an dem der deutsche Siegesgott in der Schlacht erkennbar war, sowie die Lanze St. Georgs auf Wuotans wunderbaren Speer Gungnir weist. Aber auch der Kern der Legende, die Bekämpfung des pestbringenden Drachen, läßt Beziehungen zu Wuotan erkennen, denn auch dieser war der Schutzherr gegen Seuchen und pestilenzartige Krankheiten.

Wenn nun auch vielleicht einzelne Züge dieses christlichen Georgsmythus schon bei der Herüberkunft aus dem Morgenlande vorhanden gewesen sein mögen, so hat die Legende ihre gegenwärtige Gestalt sicher erst im Abendlande erhalten und wurde zur Trägerin überlieferter altgermanischer Wuotan-Vorstellungen, die ohnedies in der verjüngten Sage vom Drachentödter Siegfried im Volksbewußtsein fortlebten.

Wie beliebt dieser St. Georgskultus war, das bezeugen am Besten die zahlreichen und zum Theil großartigen szenischen, ja auch dramatischen Darstellungen, die die Legende vom Drachenkampf zum effektvollen Inhalt hatten. So wurde im Frühling in England die Besiegung des Drachen durch St. Georg bildlich dargestellt, der davon den Namen Snakedragon (Drachentödter) hatte. Desgleichen findet um diese Zeit, wie ich glaube, noch gegenwärtig zu Furth in Niederbayern der sogenannte Drachenstich als dramatisirtes Volksschauspiel statt. Die handelnden Personen sind der Rittersmann zu Pferd in Harnisch und Blechhaube und die Königstochter, ringsum mit Silbergeschnür und Schaumünzen behangen und mit dem Goldkrönlein auf dem Haar zum Zeichen ihres hohen Standes. Zur Begleitung hat sie die sogenannte „Nachtreterin" als Ehrendame. Die Hauptfigur bildet aber zweifellos das Monstrum eines gräulichen Drachen, eines mit bemalter Leinwand überzogenen Holzgerippes, das von zwei im Innern verborgenen Männern bewegt wird. Sein spezielles Vergnügen besteht darin, plötzlich mit aufgesperrtem Rachen unter die schaulustige Menge zu fahren und womöglich Einem oder Einer die Haube vom Kopf zu schnappen. Dann beginnt der naive Dialog zwischen dem edlen Rittersmann und der armen Königstochter. Wie nun der Drache sich naht, sprengt ihm St. Georg entgegen und bohrt seine Lanze in den Rachen des Ungethüms, d. h. in die im Gaumen versteckte, mit Blut gefüllte Blase. Gelingt ihm dies nicht, so wird er den Tag über zum Spott und Gelächter des Publikums. Ein Trinkgelage beschließt das Fest.

Am großartigsten wurde wohl das „Georgispiel" bis zum Jahre 1753 in Bozen aufgeführt. Wenn man die Beschreibung dieses prächtigen Festzuges und Festspieles liest, das — abgesehen von der goldstrotzenden Königin Margarethe, die als Vertreterin der zu befreienden Jungfrau den bis zum ersten Stocke der Häuser reichenden Drachen führte, und dem Ritter St. Georg, dessen Harnisch wie Silber glänzte — fast alle Hauptfiguren des alten und neuen Testamentes in Einzelfiguren und reich gekleideten Gruppen zur Vorführung brachte, dann begreift man, daß der löbliche Magistrat von Bozen, dessen Munifizenz sonst sprichwörtlich ist, sich an den damaligen Fürstbischof Grafen Spaurr um Abbestellung dieses kostspieligen Schaugepränges wandte.

Allen diesen Georgispielen, deren Verbreitung in früheren Jahrhunderten besonders in Süddeutschland sehr groß war, liegt nach den Forschungen von Jak. Grimm, Ad. Kuhn, Wolf etc. die ruhmreiche Besiegung der finsteren winterlichen Mächte, versinnbildlicht im Drachen, durch den sonnigen Frühling, unter dem Sinnbild des auf weißem Rosse reitenden Ritters Georg, zu Grunde, derselbe Gedanke, der in vielen arischen Mythen, die die Bekämpfung von Drachen durch Götter zum Inhalt haben, wiederkehrt.

Hat sich nun diese Art von Frühlingssiegesfeier mehr in den Städten entwickelt, so lassen doch auch die Gebräuche, die das Landvolk um diese Zeit übt, den hl. Georg als Vertreter des siegreichen Frühlings erkennen. Dahin gehört vor Allem die weitverbreitete Sitte des „Grasausläutens", das am 24. April, dem Gedächtnißtage des Heiligen, in den Alpengegenden stattfindet. Es ist besonders im almenreichen Unterinnthal gebräuchlich und besteht in einem abenteuerlichen Zuge vermummter Gestalten. Voran geht der breitschulterige „Melker" mit dem herkömmlichen rußigen Sennerhemd und darüber gekreuzten rothen Hosenträgern. Auf dem Rücken trägt er die beim Aufzug zur Alpe übliche „Kopftraxe", aus der hölzerne Milchschüsseln, eine dickbestielte Muspfanne und ein eiserner Kochhafen schauen. Ihm folgen paarweise in taktmäßiger hopsender Bewegung die Buben mit den Schellen. Den Schluß macht der in Lumpen gekleidete „Wurzengraber". Aus seinem Rückenkorb aucken Graswurzeln, Kröten, Eidechsen und ähnliches grausliches Zeug. Die Stelle der „lustigen Person" vertritt der flinke „Hudeler", der mit seinem kohlschwarzen Gesicht allerlei Grimassen schneidet, mit einer großen Sennerpeitsche knallt und den zuschauenden Dirndlen das Gesicht mit seiner rußigen Melkerpfanne zu schwärzen sucht. So geht der Zug unter ohrenzerreißendem Geschelle und Gejohle durch die Dorfgassen auf die Felder, wo man den Korb des Wurzengrabers wenn möglich mit blühenden Kirschbaumzweigen füllt. Auf weiten Umwegen kehrt man dann durch eine andere Gasse in's Dorf zurück. Darauf erhalten die Glocken- und Schellenträger besonders von denjenigen Bauern, an deren Feldern der Zug vorübergegangen ist, Brod, Butter und Käse, hie und da auch Geld. Man glaubt nämlich, daß durch diesen lärmenden Umzug das Wachsthum besonders der Wiesen befördert werde. Merkwürdig ist, daß nach dem „Grasausläuten" das Vieh nicht mehr auf die Wiesen getrieben werden darf.

Dieser eben geschilderte Brauch, der manche Aehnlichkeit mit dem Pinzgauschen „Kübtreiben" hat, wird meist in der Nacht vor dem „Jürgentage" abgehalten, wobei es oft zu bösen Raufereien kommt.

Die Diebin.

Novellette von J. H. Rosny.

Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Ich war verlobt und sehr zufrieden damit, und zwar mit einem sehr jungen merkwürdigen Mädchen.

Sie sprach wenig und stets in einer etwas geheimnißvollen Weise; sie machte gern aus hundert kleinen Alltäglichkeiten des Lebens Geheimnisse, und liebte die Einsamkeit in einer fast unheimlichen Art.

Aber was machte das alles, wenn man diese schönen Augen, diesen wunderbaren Teint, die Anmuth ihrer Mienen sah! Niemals besaß ich bei ihrem Anblick soviel Ueberlegung, an die Eigenthümlichkeit ihres Charakters zu denken.

Ich wußte nicht, ob sie mich liebte; sie hatte sich geweigert, hierauf zu antworten; sie fügte sich dem Willen ihrer Eltern und vertraute ihrer Klugheit. Wenn ich sehr in sie drang, antwortete sie mir schließlich gewöhnlich, sie wüßte das nicht; aber sie empfände gegen mich keine Antipathie, und ihrer Meinung nach genügte das, um ein Mädchen zur Heirath zu bestimmen.

Vergebens flehte ich sie an, vergebens versuchte ich das räthselhafte Wesen zu beleben; sie blieb mir ebenso fern, als geliebt, stets so fremd.

Eines Abends, als ich einsam auf der Terrasse des gastlichen Landsitzes saß, auf dem wir uns Beide als Gäste befanden, und ein wenig traurig an die Verhältnisse dachte, vernahm ich aus dem Hause ein Geräusch. Ich ging in den Salon. Alles war in großer Aufregung, die Gastgeber waren ganz verblüfft, meine Freunde verlegen und ganz verwirrt, und die alte Frau Despare war furchtbar bleich und zitterte.

„Was ist denn geschehen?" fragte ich.

Man erklärte mir in abgerissenen Sätzen, daß die Brillanten der Frau Despare gestohlen seien, Familiendiamanten von großem Werth, und daß man soeben die Dienerschaft in einem Nebenzimmer eingeschlossen habe und nun an eine regelrechte Haussuchung gehen wolle.

Ein alter Herr de la Hestre war einstimmig, gerade in dem Augenblick, da ich eintrat, dazu erwählt, die Durchsuchung zu leiten, und sein erster Vorschlag ging dahin, daß Alle sich ihr unterwerfen oder vielmehr sich freiwillig dazu erbieten sollten, durchsucht zu werden.

Obgleich die Sache kränkend war, erhob Niemand Widerspruch, und man einigte sich, daß nach der Dienerschaft sich alle anwesenden Personen der Durchsuchung unterziehen sollten.

Mir war die Sache sehr gleichgiltig, so daß ich nur als müßiger Zuschauer das Ende des Zwischenfalles abwartete. Während Herr de Hestre in Begleitung zweier Zeugen und unseres Wirthes mit der Untersuchung der Dienerschaft begann, versank ich in Träumerei.

Da fühlte ich, wie Jemand meinen Ellenbogen berührte. Ich fuhr auf, erhob den Kopf und gewahrte Jeanette, meine Braut, die mich flehend anblickte. Wir befanden uns ganz allein bei dem Kamin und konnten leise mit einander reden, ohne daß man uns hörte.

Sie murmelte sehr leise.

„Wenn Du mich liebst, mache, daß man Dich zuerst durchsucht ... Richte es dann so ein, daß Du in meiner Nähe bist und schnell den Gegenstand ergreifen kannst, den ich Dir reichen werde!"

Mein Blut erstarrte. Der unangenehme Zwischenfall wurde zu einem schrecklichen, und ich gerieth in die leidenschaftlichste Erregung. Ich sah das junge Mädchen voll Angst an, zwang mich aber, zu lächeln, und flüsterte:

„Es soll ganz nach Deinem Willen geschehen!"

Meine Knie zitterten, mein Mund wurde trocken und heiß. In mir tobten unaussprechliche Gefühle. Es war eine Mischung von seltsamer Bitterkeit und von Freude darüber, daß meine Braut derartig hatte fehlen können. Ich zwang mich zu einer Art verächtlichen Mitleids, und doch schlug in Wirklichkeit die Liebe heftig, mächtig und wild in meiner Brust. Ich begriff im Nu, wie die Schönheit selbst Niedrigkeit der Seele göttlich erscheinen lassen kann.

Jeanette hatte mir mit einer kaum merklichen Lippenbewegung gedankt; sie stand mit gleichgiltiger und stolzer Miene an der Wand.

„Es dauert sehr lange!" sagte sie plötzlich.

„Herr de Hestre geht sehr sorgfältig vor!" sagte Jemand.

Und wieder trat Schweigen ein, das von Minute zu Minute aufregender wurde, denn die friedlichste Erwartung regt schließlich auf und leert das Hirn, wie eine Pumpe. Der Augenblick nahte heran, da die Durchsuchung der Dienerschaft beendigt war, die Thür öffnete sich, unser Wirth, die zwei Zeugen und der alte Herr erschienen.

Mein Herz schlug mit fürchterlicher Gewalt; ich fühlte, daß ich sehr bleich wurde. Aber ich beherrschte meine Verwirrung, gab meiner Stimme einen festen Ton und bat, zuerst durchsucht zu werden.

Herr de Hestre lächelte über das, was er als jugendliche Hitze betrachtete, und ging bei meiner Durchsuchung sehr sorgfältig vor. Ich erröthete und erbleichte dabei, ohne daß es Jemand merkwürdig zu finden schien.

Als die Durchsuchung beendigt war, trat ich zwei oder drei Schritte zurück und befand mich neben Jeanette. Sie senkte ihren Fächer und reichte mir etwas mit nachlässiger Gewandtheit, der meine eigene Behendigkeit, den Gegenstand zu ergreifen und ihn in einer Tasche meines Rockes verschwinden zu lassen, gleichkam.

Uebrigens ergab die Durchsuchung durch Herrn de Hestre kein Resultat. Es blieb nun nur noch übrig, die Zimmer zu durchsuchen und dem Gericht Anzeige zu erstatten.

Indessen wuchs ständig meine Aufregung.

Jeanette kam zu mir hin mit ihrem schwebenden Schritt und warf mir einen Blick voll tiefer Dankbarkeit zu, der mich wie Feuer durchfuhr.

Dann sagte sie mit leiser, feierlicher Stimme:

„Liebst Du mich noch?"

Ich zögerte nicht, sondern antwortete fest:

„Ja."

„Trotz dem, was ich gethan habe?"

„Trotz dem, was Du gethan hast."

„Wirst Du mich heirathen?"

Noch einmal traf mich ihr Blick, nur noch wärmer, noch ergebener. Ich erkannte die Kraft des Weibes, die hoch über allem menschlichen und natürlichen Gesetze aus den Urquellen schöpft, und gegen die nichts aufzukommen vermag. Ich kam mir seltsam glücklich vor, trotz des bedenklichen Abenteuers.

Wie ich noch so mit mir selbst kämpfte, ertönte lautes Rufen, und ich sah Herrn de Hestre wieder erscheinen. Er hatte eine kleine Schachtel in der Hand.

„Wir haben die Brillanten und den Schuldigen!" sagte er ruhig.

Ich hatte nur noch Zeit, das fahle Gesicht eines Dieners zu sehen — des Schuldigen —, und schon zog mich Jeanette auf die Terrasse, in das Halbdunkel hinaus.

Dort nahm sie meinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, zwei zarte und weiche Lippen drückten sich auf die meinigen, und Jeanette flüsterte: „Die Diebin hat Dich lieb!"

Telegraphen in den Tropen.

Die brasilianischen Staats-Telegraphen, 10,000 englische Meilen lang, befinden sich zum größten Theil im Bereiche der Tropen. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Bau und der Erhaltung dieser Telegraphen-Linien entgegenstellen, sind ungeheuer. Für einen bedeutenden Theil derselben haben erst Wege im Urwalde hergestellt, meilenlange Sümpfe, hochgehende Ströme und breite Meeresarme überspannt werden müssen. In der tropischen Dampf-Atmosphäre faulen die hölzernen Stangen sehr bald, und die Drähte werden vom Roste ergriffen. Die plötzliche Abkühlung der Luft bei Sonnenuntergang verursacht oft Reißen der Leitungsdrähte und Zerspringen der Porzellan-Isolatoren. Trotz aller Anstrengung der Linienaufseher überwuchert die tropische Vegetation die Leitungen. Die Thierwelt stellt sich gegen die Telegraphen ein ganzes Heer erklärter und unversöhnlicher Feinde: Marder, Hyrraxe, die Sippe der Stinkthiere, die Viscachas und die Gürtelthiere unterminiren die Pfosten, so daß diese umfallen, wenn nicht rechtzeitig Hilfe geschafft wird; die zahlreichen Affen sind stets bereit, Verwirrung und Verschlingungen unter die Leitungsdrähte zu bringen. Die Belästigungen der Linien durch die Vögel sind doppelter Art. Eine Vogelart baut mit Vorliebe ihre Wohnungen auf der Spitze der Telegraphenstangen und umhüllt dieselbe in wunderbarer Geschwindigkeit mit feuchter, dem Boden entnommener Thonerde oder mit Nestern, die aus Stöcken, Gras und Federn zusammengebaut sind. Sehr oft werden hierbei nicht nur die Stangenspitzen, sondern auch die Isolatoren und Drähte mit eingehüllt, wodurch letztere, wenigstens bei feuchter Witterung, in gegenseitigen Kontakt gebracht werden. Eine andere Art der Störungen durch Vögel beruht darin, daß ganze Schwärme täglich nach Sonnenuntergang oder kurz vor Sonnenaufgang an den Telegraphenlinien vorbeiziehen. Sie fliegen hierbei oft, da die Leitungsdrähte der Dämmerung wegen kaum sichtbar sind, gegen dieselben an, gerathen dabei zwischen die Drähte, die dann verwickelt oder gar gebrochen werden, wobei allerdings auch die Angreifer sehr oft zu Schaden kommen.

Auch die in Brasilien in so enormen Massen auftretenden Insekten sind gefürchtete Feinde der Telegraphenlinien. Zu denselben zählen Bienen, Wespen, Hornisse und Ameisen. Viele Wespenarten bauen ihre Wohnungen innerhalb und außerhalb der Isolatoren in ähnlicher Weise, wie die europäische Hausschwalbe ihr Nest an der Außenseite eines Hauses anklebt. Sehr ausdauernde Zerstörer der Telegraphenlinien sind die Ameisen und Termiten. Myriadenweise dringen sie zur Zeit des Schwärmens von einem Orte zum anderen und überdecken oft ganze Länderstriche mit ihren bis zu 16 Fuß hohen Erdbauten. Diese Nester sind durch bedeckte Wege oder Thonröhren, die einen Durchmesser bis zu 1 Fuß erreichen, mit anderen benachbarten Nestern und Bäumen verbunden. Wo sich Telegraphenstangen befinden, werden die Thonröhren auch auf diesen emporgeführt und sie überdecken dann die Pfosten und Isolatoren mit rundlichen Thonkuppeln, die bisweilen einen Durchmesser von einem Meter erreichen. Je älter diese Nester werden, desto fester sind sie, derart, daß zuweilen zur Axt gegriffen werden muß, um sie loszutrennen.

Unter einigen Hunderten verschiedener Arten von Spinnen giebt es eine große schwarze Kreuzspinne mit rubinrothen Flecken auf dem Rücken, die in größeren Mengen gesellig ihre Netze ausspannen. Die gemeinsamen, wie Schnüre starken Verbindungsfäden der Nester bedecken die Telegraphendrähte oft vollständig und leiten bei Regen oder Thauwetter die Elektrizität ab.

Die gefährlichsten Zerstörungen der brasilianischen Telegraphenlinien werden jedoch durch die tropischen Gewitter hervorgebracht. Die elektrischen Spannungen und Entladungen sind öfter so intensiv, daß Isolatoren, Pfosten und Drähte zersprengt werden, trotzdem zum Bau der Linien das best Material verwendet wird.

Der kluge Wahlcandidat.

Moriz Schlauberger, der eine reiche Braut geheirathet, redete nicht gern von der Art, wie er reich geworden war; um so mehr sprachen jedoch seine Mitbürger darüber, und die besseren Kreise hielten sich von ihm fern.

Man kann sich hienach vorstellen, wie erstaunt und empört Alles war, als bekannt wurde, Schlauberger habe — auf Drängen seines lebenslustigen Weibchens — um Aufnahme in den Verein „Concordia" nachgesucht, in welchem nur die Creme der Gesellschaft Zutritt fand.

Na, ein Durchfall mit Pauken und Trompeten sollte ihm die Keckheit lohnen! —

Seine kleine hübsche Frau sah mit Todesangst der Ballotage der Vorstandsmitglieder entgegen. Schlauberger selbst aber blieb vollkommen ruhig.

Am Tage vor dem kritischen Ereigniß machte er sorgfältig Toilette, antwortete auf die Frage seiner Frau „Wohin?" nur mit einem Lächeln und verließ frühzeitig das Haus.

Wenige Minuten nachher stand er vor einem der Vorstandsmitglieder, bei dem er um eine kurze Besprechung unter vier Augen gebeten hatte. „Ich weiß ja," sagte er nach einer kleinen Einleitung, „wie die Herren über mich denken — ich werde nicht aufgenommen! Nur meiner Frau zu Lieb' hab' ich mich gemeldet und nur um ihretwillen möcht' ich bitten, daß Sie bei der Ballotage abgeben eine weiße Kugel — 's sieht's ja Niemand! — damit meiner lieben Frau erspart bleibt der Kummer, daß ich einstimmig abgelehnt worden! Thun Sie ihr den Gefallen, thun Sie's — Diskretion Ehrensache!"

Als er kurz darauf das Haus verließ, schmunzelte er, und mit dem gleichen Schmunzeln begrüßte er seine Frau, wie er ziemlich spät — er hatte noch eine Reihe weiterer Besuche abgestattet — nach Hause kam.

Am nächsten Abend traten die Vorstandsmitglieder zusammen, schimpften fürchterlich über den Schlauberger und seine Frechheit, sich zur Aufnahme zu melden, und schritten dann zur geheimen Wahl. Als man den Ballotagekasten öffnete, lagen darin — neun weiße Kugeln: Schlauberger war einstimmig gewählt! Die Laune im Vorstand soll an diesem Abend eine gedrückte gewesen sein; Schlauberger aber sagte, als er von der Wal erfuhr, stolz zu seiner kleinen glücklichen Frau: „Bin ich ein geschätzter Mann! Was?"

Leichenrede in Versen.

Der „Magdeb. Zeitung" schreibt man: Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte im Illerthal ein braver Mann, dem wegen seiner Aufopferung bei Gelegenheit einer Seuche ein mit dem persönlichen Adel verbundener Orden verliehen war. Seine Leichenreden machten nicht den tröstlichen Eindruck, den er wünschte; er kam deshalb auf den Gedanken, die Musen der tragischen Dichtkunst und des Gesanges, Polyhymnia und Euterpe, zu Hülfe zu rufen, brachte seine Grabreden in Verse und sang solche zur Guitarre am Grabe ab, bis ein Verbot seiner Oberen dieser Art der Bestattung ein Ende machte. Einige Proben mögen den Lesern den Charakter der Jungschen Trauermuse veranschaulichen: An dem Grabe eines Mannes, der dadurch verunglückte, daß die Spitzen eines Schirmes ihm ins Auge gedrungen, schilderte er, wie alle Kunst der Aerzte vergeblich gewesen:

„Weil leider nahm die Hirnentzündung
Unwiderstehlich überhand,
Wodurch am Ende die Verbindung
Der Seele mit dem Leib verschwand."

Als ein Mädchen durch übermäßiges Tanzen sich den Tod geholt, singt er warnend:

„Es tanzen ja die Weisen auch,
Doch nur sich langsam drehend,
Sie tanzen mit Vernunftgebrauch
Und nur vorübergehend —"

Einer in der Residenz an der Cholera verstorbenen Sängerin, die ihre Beerdigung in der Heimath angeordnet hatte, widmete er folgenden Nachruf:

„Sie traf die weitesten Distanzen,
Sang tief hinab und hoch hinauf
Und löste alle Dissonanzen
In süße Harmonien auf!
Das Es und Fis, auch Moll und Dur
Ward ihr zum leichten Spiele nur!"

Dann zu den sittlichen Gefahren der Theaterlaufbahn übergehend, tröstete er durch Hinweis auf solche die Leidtragenden über den frühen Tod der Verblichenen, mit den Worten schließend:

„So die Cholera sogar
Für sie das Allerbeste war —"

Es konnte nicht ausbleiben, daß, wer solche Reime gehört hatte, erheitert und mithin auch getröstet den Gottesacker verließ. Die Grabgesänge Jungs hat Hofprediger Frommel mitgetheilt.

Ein März-Nordlicht.

Am 15. März wurde in England ein sogenannter magnetischer Sturm beobachtet, d. h. heftige Störungen der Magnetnadel, wie sie sonst nur bei der Erscheinung von Nordlichtern aufzutreten pflegen. Jetzt kommt die Meldung, daß in der schottischen Stadt Aberdeen thatsächlich ein schönes Nordlicht beobachtet werden konnte. Gegen 8 Uhr Abends an dem genannten Tage leuchtete ein glänzender Lichtstreifen am nordischen Horizonte auf, der hinter einer Wolke in einer Höhe von 45 Grad über dem Horizonte hervortrat und sich etwa 30 Grad nach Südwesten ausdehnte. Dieser Lichtstreifen mag von manchen Beobachtern irrthümlich für das Licht eines Scheinwerfers gehalten worden sein, er hatte aber die für Nordlichter eigenthümliche grüne Farbe und zeichnete sich an den Rändern scharf gegen den Himmel ab. Nach fünf Minuten langem Verweilen verbreiterte und verkürzte sich der Streifen derart, daß er zu einem leuchtenden Fleck wurde, der bis zum Ende der Erscheinung am Himmel stehen blieb. Dagegen dehnten sich die Lichterscheinungen weiterhin über den nördlichen Himmel nach Westen aus, wo ein zweiter leuchtender Fleck erschien. Gegen 9 Uhr bot der Himmel einen großartigen Anblick: die beiden glänzenden Nordlichtsonnen im Osten und Westen und gerade darüber die Spitze einer Parabel, von der fortwährend Lichtstrahlen nach Norden strömten. Schaute man nach Süden, so sah man zuweilen gelblichrothe Lichtblitze. Gegen 10 Uhr schien sich die ganze Pracht des Leuchtens auf die beiden Flecken zu kontrolliren, zwischen denen große Lichtblitze hin und her schossen, dann nahm der Glanz allmählich ab. Während des Höhepunktes der Erscheinung war das Licht so stark, daß die grauen Granitmassen der Häuser von den Lichtblitzen erhellt wurden.

Geistesgegenwart.

„Denken Sie sich, neulich sitze ich Nachts noch in meinem Arbeitszimmer und schreibe. Jetzt schlägt meine Uhr 12 Uhr, und im selben Moment kommt ein Geist auf mich zu!"

„Gräßlich! .... Was thaten Sie da?"

„Ich sagte sehr höflich: „Entschuldigen Sie, meine Uhr geht eine Viertelstunde vor! — „O pardon"! erwiderte das Gespenst und verschwand!"

— Die gute alte Zeit. Arzt: „Nun, hat das Mittel geholfen? Kann Ihr Mann jetzt schlafen?" — Frau: „Mein Mann kann noch immer nicht schlafen, Herr Doktor. Ich weiß auch nicht, was das heutzutage alles für Medicamente sind! Unsere Großmutter streute uns Kindern einfach etwas Insektenpulver in das Bett und dann schliefen wir alle wie die Bären."